

Die Neue Welt

Nr. 19

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1897

Frieden.

Von Ludwig Art.

Kein Laut . . .
Kein Hauch . . .
Aus Qualm und Dunst
Der schimmernde Tempel der neuen Kunst.
Nun jeder Lichtstrahl ein klingender Ton, —
Nun jeder Klang so heiß durchloht! —
Und über die Erde so roth . . . so roth . . .
Ein Purpurdust, — ein Meer von Mohn! —
Und Pinien in dem Purpurmeer,
So schweigend still, so stumm und schwer . . .
Und weiße Lilien halb erblüht . . .
Und durch die Luft ein zitternd Lied, —
Ein Lied so fern, ein Lied so weit, —
Das Jubellied der neuen Zeit!
Das Lied des Bräutigams an die Braut! . . .

Und sonst so still! —
Kein Hauch! — Kein Laut! — — —
Und Du bist mein, Du heißes Weib! —
Und mein! Dein Kind, — mein! unser Kind! —
Und um uns weht nun sanft und rein
Ein blüthenweicher Abendwind! —
So fern die Welt! — Die laute Welt!
Und alle Zeit
So weit . . . so weit! — —
Und nur das Kind . . . und ich . . . und Du!
Und in der Brust die heilige Ruh! —
Die Ruh' so still, andächtig, bang,
Wie Kindesaug', wie Glockenklang! —
Und um uns Frieden sehnsuchtsjung,
Wie eine Morgendämmerung! —

Die Nihilistin.

Roman von Sonja Kowalewskaja.

Aus dem Russischen übersezt von Louise Flach-Falkenbaum.
(Fortsetzung.)

Den ersten Schatten dieses herannahenden Ereignisses sah Wjera an Folgendem: Zu Ende des Jahres 1860 fand bei den Waranzow ein Familiendiner statt, an dem außer den üblichen Tanten, Großmüttern und nächsten Nachbarn noch ein seltener, würdiger Gast theilnahm — der Onkel aus Petersburg, ein hoher Beamter irgend eines Ministeriums. Er war heute Morgens angelangt und sprach bei Tische selbstverständlich ganz allein, erzählte allerhand Geschichten aus den höheren Regierungskreisen, wovon man aus den Zeitungen gar nichts zu erfahren pflegt. Während des Speisens unterbrach ihn die Gräfin einigemal, gerade wenn die Erzählung am lebhaftesten war. „Stepan! prenez garde!“¹ sagte sie geheimnißvoll mit dem Kopfe auf die servirenden Diener deutend, obgleich diese ihre gewöhnliche, gänzlich theilnahmlose Miene bewahrten.

Nach dem Dessert begab man sich in den Salon. Der Graf selbst überzeugte sich davon, ob die in alle anstoßenden Zimmer führenden Thüren geschlossen

sind. „Vous pouvez parler,² Stepan!“ sagte er feierlich. Wjera sah auf den Knien des neuen Onkels, mit dem sie bereits befreundet war. Man schenkte ihr gar keine Aufmerksamkeit, in der Meinung, sie verstehe noch nichts.

„C'est fait! L'empereur a souscrit le projet, qui lui a été présenté par la commission,“³ berichtete feierlich das Onkelchen.

Der Mutter, die gerade in diesem Augenblicke Kaffee einschenkte, fielen die Hände schlaff herab; der Löffel erklang auf der Untertasse und einige Kaffeetropfen kamen auf das theure Tisch Tuch.

„Mon Dieu! Mon Dieu!“⁴ sprach sie, in den Stuhl zurücksinkend und das Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

Alle Anwesenden waren von den Worten des Onkels wie versteinert.

„Ist es denn wirklich definitiv entschieden?“ fragte der Papa mit stillen, gezwungen ruhigen Ton.

„Definitiv und unwiderruflich! Anfangs Februar werden an alle Pfarrkirchen Manifeste versendet, damit man es am neunzehnten dem Volke bekannt mache,“ erwiderte der Onkel, seinen Kaffee mit dem Löffel mischend.

¹ Sie können weiterreden.

² Es ist wahr! Der Kaiser hat die Vorlage der Kommission unterschrieben!

³ O Gott! O Gott!

„Das heißt also, jetzt bleibt nichts Anderes übrig, als auf Gottes Gnade vertrauen,“ sagte feufzend der Papa.

Einige Augenblicke herrschte allgemeines, schweres Schweigen.

„Mein Gott! Was ist denn das? Nach meiner Ansicht ist das einfach ein Raub,“ ließ sich plötzlich die Stimme des alten Simon Iwanowitsch — es war der Onkel des Vaters — vernehmen. In seiner Aufregung sprang er von seinem Sige auf und schlug mit der Faust auf den Tisch. Die weißen Haare fielen ihm in das erhitzte, zornige Gesicht.

„Schreien Sie nicht, Onkel, um Gotteswillen! Les domestiques peuvent entendre,“⁵ flehte erschrocken die Mama.

„Ja, also erklären Sie mir endlich, was wird es werden? Das heißt, man wird jetzt aufhören, uns zu gehorchen. . . . So etwas, nicht wahr?“ mengte sich die alte Taute Krina Iwanowna laut und gekränkt ins Gespräch.

„Komm nicht mit Dummheiten, Schwester,“ sagte ungeduldig der Papa und drängte sie sachte mit der Hand weg. „Laß mich Stepan nach Allem gründlich ausfragen, wie es sich gehört.“

Die Herren gruppirten sich dann um Stepan Michailowitsch, der irgend etwas sehr erregt zu

⁵ Die Dienerschaft könnte es hören.

¹ Nehmen Sie sich in Acht!

befprechen anfing. Die Frauen fahren fort, ent-rüstet zu sein.

„Comment, est-ce que l'empereur, qui a l'air si bon, peut nous faire tant de peine?“¹ wunderte sich eine von ihnen.

Der Diener trat ein, um den Kaffee wegzutragen. Sofort schwiegen Alle.

„Fräulein, Sie blieben heute nach dem Diner im Salon. Hören Sie nicht, wovon die Herrschaften sprachen?“ fragte spät Abends Anissa, als sie das kleine Fräulein zu Bett brachte.

Von all dem, was im Salon gesprochen wurde, begriff Anissa bloß, daß ihrer ganzen Familie irgend eine Gefahr drohe. Niemand hatte zwar daran gedacht, ihr Schweigen aufzutragen, aber das Kastengefühl ist in diesem Kaffeestückerchen schon so stark, daß es mit Würde antwortet: „Ich habe nichts gehört, Anissa!“

Obgleich jetzt Allen bekannt war, daß das Manifest nicht nur vom Kaiser unterschrieben ist, sondern auch von allen Pfarrkirchen verkündigt werden wird, waren die Herrschaften bis zum letzten Tage, bis zur letzten Minute besorgt, die Dienerschaft könnte es vorzeitig erfahren.

Die Dienerschaft ihrerseits gab durch nichts zu erkennen, daß sie etwas wußte, und alle Gespräche im Vorzimmer und Buffet verstummten ebenso rasch, wenn Jemand von den Herrschaften hereintrat, wie die Gespräche im Salon bei dem Erscheinen eines Dieners.

Endlich ist er da, dieser grausame, der längst erwartete, der folgenschwere neunzehnte Februar! Die ganze Familie rüstet sich zum Kirchgang. Nach dem Hochamte wird der Priester das Manifest verlesen.

Schon um neun Uhr Morgens sind Alle angekleidet und bereit. Alles wird heute feierhaft und zugleich feierlich verrichtet, wie es beispielsweise geschieht, wenn man zu einem Begräbniß fährt. Alle fürchten ein überflüssiges Wort auszusprechen. Selbst die Kinder fühlen instinktiv die Bedeutung und Feierlichkeit des heutigen Tages, verhalten sich still und artig und wagen nicht, irgend eine Frage zu stellen.

Vor der Einfahrt stehen zwei Wagen. Die Equipagen sind blank gepuzt, die Pferde tragen das beste Geschirr, die Kutsher haben neue Kastaue.

Der Vater ist auch ganz in Parade, in Uniform mit Orden. Die Mutter in einem theueren Sammtüberwurf; die Kinder sind wie die Puppen geschmückt.

In den ersten Wagen setzen sich die Herrschaften: Der Graf und die Gräfin im Fond, die drei Töchter gegenüber. In anderen Wagen nehmen die Gouvernanten, die Wirtschaftlerin und der Verwalter Platz. Das übrige Gesinde geht zu Fuß in die Kirche. Außer den kleinen Kindern und dem verblödeten alten Mathei bleibt Keiner zu Hause.

Bis zur Kirche sind es drei Werst. Während der Fahrt fährt die Mutter oft das parfümierte Taschentuch an die Augen. Der Vater schweigt finster.

Der ganze Platz vor der Kirche ist schwarz von Menschen. Zwei, dreitausend Bauern und Bäuerinnen haben sich aus den Nachbardörfern versammelt. Von der Ferne scheint es eine kompakte Masse grauer Bauernröcke, unter welchen bald da, bald dort grell das Kopftuch einer Bäuerin hervorblüht.

„Ce spectacle me fait mal! Je pense involontairement à 89!“² murmelt hysterisch die Gräfin.

„De grace, taisez-vous, ma chère!“³ erwidert mit erregtem Flüstern der Graf.

Und heute, wie immer an Festtagen, wartet der Pförtner auf dem Glockenthurm das Erscheinen des Herrschaftswagens ab und wie dieser nur bei der Biegung der Straße sich zeigt, fangen auch schon die Glocken zu läuten an.

Die Kirche ist gesteckt voll; ein Apfel hätte keinen Raum, zu Boden zu fallen; aber nach altem, eingewurzelttem Gebrauch tritt diese ganze, dichte Menge

ehrerbietig vor den Herrschaften zurück und läßt sie vor, zu ihrem gewohnten Plage auf dem rechten Chor.

„Veten wir Alle zum Herrn! Veten wir!“ verkündete der Priester, in vollem Orate aus der Sakristei heraustretend.

„Und zu Deinem Geiste,“ erwidert der Sängerkhor. Wie ein Mensch betet heute verzückt die ganze, dicke, graue, dunkle Masse. Die Bauern und die Bäuerinnen betreten sich oft und werfen sich zu Boden. Die gebräunten, düsternen, von tiefen Falten durchfurchten Gesichter sind von der Anstrengung beim Veten und vor Spannung wie krankhaft verzerrt.

„Tempel des Säußers, Tempel der Trauer, Armer Tempel meiner Erde, Schwere Säußer höret weder Der römische Peter, noch das Colosseum.“

Aber heute hört man in diesem Tempel weder Säußer noch Stöhnen. Heute werden in diesem Tempel und nicht nur in diesem allein, sondern in jeder der vielen hunderttausend Kirchen der russischen Erde so heiße, von so unendlichen Glauben und von so inbrünstigen Hoffnungen erfüllte Gebete zum Himmel gesandt, wie sie vielleicht noch kein einziges Mal, seitdem die Erde besteht, gleichzeitig von einem ganzen Hundertmillionen-Volk hinaufgeschickt wurden.

„Herr, unser Heiland! Wirst Du Dich unser erbarmen? Unser Schmerz ist groß und dauert schon so lange! Wird es jetzt besser sein?“

Was wird das kaiserliche Manifest sagen? Bis nun ist sein Inhalt selbst den Herrschaften nur vom Hörensagen bekannt. Thatsächlich weiß noch Niemand etwas, weil die an die Priester geschickten Manifeste mit dem Staatsiegel geschlossen sind, welches erst nach Beendigung des Hochamtes erbrochen wird.

Von der ungewöhnlichen Ansammlung niederen Volkes und den vielen brennenden Kerzen in der kleinen, niederen Kirche wurde es trotz der geöffneten Thüren und Fenster unerträglich schwül. Der schwere Geruch der schweißigen Kleider und der schmutzigen Stiefel mengt sich mit dem Brandgeruch der Wachskerzen und dem Wohlgeruch des Weihrauches.

Aus dem Rauchfasse steigen blaue Rauchwolken auf. Der Athem versagt, die Brust hebt sich schwer und krankhaft und das physische Leiden in Folge des erschwerten Athmens, mit der Gespanntheit der Erwartung vereint, wird zu einer unerträglichen Qual und ruft das Gefühl einer unbegreiflichen Angst hervor.

„Wirds bald, bald?“ flüsterte die Gräfin hysterisch, die Hände ihres Satten krampfhaft drückend.

Der Priester verschwindet für einige Augenblicke hinter dem Altar und erscheint dann wieder auf der Kanzel, in den Händen eine gestempelte Papierrolle haltend, von welcher ein großes Staatsiegel herabhängt.

Ein tiefer, langer Säußer geht durch die Kirche, als ob die ganze Menge auf einmal aus einer Brust aufgeathmet hätte. Es entsteht plötzlich eine allgemeine Verwirrung, ein großer Theil der Volksmenge, der vorher nicht in die Kirche zu treten vermocht und sich im Vorhof während des Hochamtes ruhig verhalten hat, verliert jetzt die Geduld. Durch die weitgeöffnete Kirchenpforte dringt plötzlich und zu gleicher Zeit die Menge vor. Die vielen Menschen, die vorne stehen, fallen zu Hauf auf die Altarstufen; man schreit, flucht, stöhnt und die Kinder weinen.

„Mon Dieu! Mon Dieu! prenez pitié de nous!“⁴ weint beinahe die Gräfin, obwohl ihr gar keine Gefahr droht, da sie vom Chor geschützt ist. Die Kinder sind auch außer sich vor Angst. Nach wenigen Minuten ist die Ordnung in der Kirche hergestellt; es herrscht wieder lautlose, weishevollte Stille. Alle horchen mit angehaltenem Athem . . . von Zeit zu Zeit hört man bloß einen dumpfen, gepreßten, pfeifenden Ton aus der Brust eines asthmatischen Greises oder einen Säugling aufweinen, den die erschrockene Mutter so eifrig in ihren Armen wiegt, daß er sofort verstummt.

Der Priester liest langsam, singend, und die Worte dehnend, so wie er das Evangelium liest.

Das Manifest ist im Laut- und Bücherstil abgefaßt. Die Bauern hören athemlos zu, aber wie sehr sie sich auch anstrengen mögen, diese Urkunde, die für sie die Frage „Sein oder Nichtsein“ entscheidet, zu verstehen, können sie doch nur einzelne Worte erfassen. Der wesentliche Inhalt bleibt ihnen dunkel. Während die Vorlesung sich dem Ende nähert, schwindet nach und nach die erregte Spannung von ihren Gesichtern und verwandelt sich in den Ausdruck einer stumpfen, ängstlichen Verwirrung.

Der Priester ist zu Ende.

Die Bauern wissen noch immer nicht recht, ob sie frei sind oder nicht, und wissen nicht die Hauptsache — die für sie brennende Lebensfrage: wem gehört jetzt Grund und Boden? Schweigend und topfschüttelnd zerstreut sich die Menge.

Der Herrschaftswagen bewegt sich im Schritt durch die Haufen Volkes. Die Bauern gehen weiter und nehmen die Mühen ab, verneigen sich aber nicht so tief, wie sie es ehemals zu thun pflegten, und bewahren ein seltsames, unheilverkündendes Schweigen.

„Ihre gräßliche Durchlaucht! Wir sind die Ihrigen, Sie sind die Unsrigen!“ ruft plötzlich mitten in der allgemeinen Stille die freche Stimme eines betrunkenen, unansehnlichen Bäuerleins in zerlumptem Pelz und ohne Hut, welches, während das Hochamt abgehalten wurde, es schon fertiggebracht hatte, sich zu betrinken; der Betrunkene stürzt auf den Wagen los und bemüht sich im Laufen, mit den Lippen die herrschaftlichen Hände zu berühren.

„Sei nicht zudringlich!“ beseitigt ihn zornig ein großer Bursche mit dickem, finstern Gesicht.

Am Abend desselben Tages versammelte sich die ganze Familie Baranzow im kleineren Salon der Gräfin. Außer den Hausgenossen waren hier auch Alle, Julie, Tantschen Arina Iwanowna und Onkel Simion Iwanowitsch. Sonst hielten sich Alle am Abend in verschiedenen Zimmern auf, heute aber führt ein gemeinsames Gefühl des Unglücks sie Alle zusammen. Die Mutter liegt mit Migräne auf der Chaiselongue. Alle, Julie legt ihr kalte Umschläge auf die Schläfen. Der Vater geht mit den Händen auf dem Rücken düster und nachdenklich im Zimmer auf und ab. Der Onkel, in einem Winkel verloren, schnauft tiefsünnig. Die Tante legt Grande-patience und seufzt dabei von Zeit zu Zeit laut.

Draußen hat sich gegen Abend ein furchtbares Schneegestöber erhoben, im Ofen ist es gerade so, als ob Jemand sich herumschlagen und sehnsüchtig und bange ächzen würde. Auf einmal erhebt sich ein Sturmwind und die Fensterladen schlagen auseinander und die Eisenstäbe auf dem Dache klirren. Die Gräfin erzittert bei jedem Windstoß und springt von der Chaiselongue auf. Im Zimmer wird es dunkler und dunkler. Wie hoch man die Lampe auf dem Tisch auch schrauben mag, brennt sie doch trübe und raucht; aber Alle thun, als ob sie es nicht bemerken würden, man müßte offenbar Del hinzufüllen. Die Dienerschaft ist heute auseinander gestoben und Niemand will sich erheben, um den Diener zu rufen.

„Die Bauern haben vor einigen Tagen beim Besitzer der Leskowlas das Haus angezündet!“ sagte plötzlich die Tante. „Und sie werden nicht bloß das eine anzünden!“ hört man aus dem Winkel das unheilverkündende Geträchse des alten Onkels. „Ja, sie haben sich's eingebrockt, jetzt er nach einigen Minuten mit klagend-prophezeiender Stimme fort. „Wir wollen 'mal sehen, wie es auszulöfeln sein wird. Mag diese da,“ er zeigte mit der Hand auf Alle, Julie, „uns erzählen, wie es bei ihnen im Jahre neunundachtzig war.“

„Mon Dieu! Mon Dieu! que l'avenir est terrible!“⁵ flüsterte nervös die Mutter.

„Redet doch keinen Unsinn! Der russische Bauer ist kein Jakobiner!“ sprach der Vater ruhig und ermutigend, es war aber zu ersehen, daß der Ton erkünstelt, er selbst garnicht ruhig war.

„Ach, nein, Michel, unser Bauer ist ein Thier, unser Bauer ist ärger als der französische!“ Die Mutter erhebt sich in der Erregung und stützt sich auf den Ellbogen. „Du weißt doch, daß der Bauer uns nicht leiden kann!“

¹ Wie kann der Kaiser, der so gutherzig scheint, uns solchen Kummer bereiten!

² Dieser Aublick macht mir übel. Ich muß unwillkürlich an das Jahr 1789 denken.

³ Bitte, schweigen Sie, meine Theuerste!

⁴ Gott, o Gott! Erbarme Dich, unser!

⁵ Gott! O Gott! Wie schrecklich wird es in Zukunft sein!

Im nächsten Zimmer knarrt die Thüre. Alle fahren zusammen und sehen erschrocken auf. Der Mutter entfährt ein geängstigtes „Ach!“

Stepan war es, der zu melden kam, daß der Thee servirt ist.

Für Wjera ist es Schlafenszeit. Im Kinderzimmer befindet sich Niemand.

Sie öffnet die Storrorthür. Von unten hört man aus der Gesindestube, wo die Dienerschaft ihr Abendbrot einnimmt, unklare Laute, Stimmen, Messer- und Tellergeräusch und dröhnendes Gelächter.

Wjera ist es sonst streng verboten, in die Gesindestube zu gehen, aber heute hat man sie vergessen. Auch ihr ist es so schwer zu Muthe und sie will hineinschauen, was dort vorgeht. Sie steht einige Augenblicke unschlüssig — aber sie gehört nicht zu den Furchtsamen. Die Neugierde nimmt überhand, und pfeilschnell begiebt sie sich ins untere Stockwerk.

Dort geht es flott zu. Des Morgens war die Stimmung der Dienerschaft zurückhaltend, sogar etwas gedrüht, man fürchtete noch daran zu glauben; aber gegen Abend wurde die Tonart höher. Von irgendwoher kam zum Abendbrot Schnaps, Alle waren angeheitert, von ihrer Zurückhaltung blieb keine Spur zurück. Die Gesichter glühen, die Augen sind feucht und die Haare zerrauft.

Der Geruch der Kohlsuppe und des Roggenbrotes, vermengt mit den schweren Branntweinbüchsen und dem scharfen, die Augen brennenden Rauch des Maschorkatabaks, die verstimmten Töne der Harmonika, die einander überschreienden Stimmen — Alles das fiel Wjera beim Eintritt in die Gesindestube auf. Beim Erscheinen des Fräuleins wurden Alle plötzlich still, standen auf und nahmen sich zusammen — aber nur für einen Augenblick — es erhob sich bald der Lärm aufs Neue.

„Fräulein, Fräulein! komm' mal her! Nicht fürchten!“ hörte man die Stimme des betrunkenen Aufsehers.

„Nun, was, die Herrschaften oben weinen? Es thut ihnen leid, daß man es ihnen nicht mehr gestattet, uns zu tyrannisiren?“

„Es ist nicht wahr! Es ist nicht wahr! Niemand hat Euch tyrannisirt. Vater und Mutter sind gut!“ ruft Wjera laut und stampft in ohnmächtigem Zorn mit dem Fuß auf den Boden. Das Baranzowsche Blut ist erwacht. Sie hätte gerne diese unverschämten Knechte geschlagen. Beleidigung und Entwürdigung haben ihr die Furcht gänzlich erstickt.

„Nicht tyrannisirt! Wieso denn nicht? Und hat Ihr seliger Großvater zu seinen Lebzeiten wenige Menschen verstümmelt? Warum hat er den Aidsruschtsa, den Tischler, der nicht an der Reihe war, ins Militär gesteckt? Warum hat er das Mädel Marina auf den Viehhof geschickt?“ Von verschiedenen Seiten hört man das Durcheinander von Stimmen.

Die Harmonika ist verstummt. Das Gesinde hat sich zu einem Haufen versammelt und ergeht sich in Geschichtenerzählen aus der alten, guten Zeit — schauerliche, haarsträubende Geschichten, von denen Wjera nie geträumt hat.

„Das war aber der Großvater, und Vater und Mutter sind gut!“ Wjera schreit jetzt nicht; sie spricht leise, verschämt, durch Thränen.

Einige Minuten Schweigen.

„Ja, die jungen Herrschaften gehen an, sind gut!“ gaben ungen einige Leute zu.

„Das heißt, jetzt ist unser Herr ruhiger geworden, wie er aber noch lebendig war, hat er uns Mädeln auch genug zugefügt,“ bemerkte böshaft die alte, angeheiterte Beschleckerin.

„Ihr Gottlosen! Sündenvoll! Thut Euch das kleine Kind nicht leid!“ rief plötzlich die zornig entrückte Stimme der Kinderfrau. Sie hat ihr Pflöge schon längst vermisst und ist im ganzen Hause herumgelaufen, aber es kam ihr nicht in den Sinn, das Kind in der Gesindestube zu suchen.

Wjera konnte diese Nacht lange nicht einschlafen. Neue furchtbare, erniedrigende Gedanken schwirren in ihrem Kopf. Sie hätte es selbst nicht genau erklären können, was ihr so leid thut, warum sie sich

so bitter, so qualvoll schämt. Sie liegt in ihrem Bettchen und weint, weint. Und von unten, aus dem Souterrain dringen schwere Tritte, verstimmte Harmonikatöne und abgerissene Jauchzer eines Tanzliedes herauf.

(Fortsetzung folgt.)

Moderne Wunder.

Naturwissenschaftliche Streifzüge von Dr. S. Vorchardt.

II.

Das Telephon.

Der Telegraph hat seinen Namen, dessen deutsche Uebersetzung Fernschreiber lautet, von dem Umstande bekommen, daß er Schriftzeichen auf weite Entfernungen zu übermitteln im Stande ist. Weit schwieriger erschien die weitere Aufgabe, nun auch die menschliche Stimme, also die gesprochenen Worte unmittelbar so in die Ferne zu tragen, daß sie an einem meilenweit entfernten Orte vernommen würden. Der Großstädter ist heute so sehr zu Unterhaltungen mit Personen in erheblicher Entfernung gewöhnt, daß er das Telephon fast schon als etwas Selbstverständliches anzusehen beginnt; nicht nur der besser gestellte Bürger benützt den Apparat zu bequemen Unterhaltungen; im Geschäftsverkehr ist er unentbehrlich geworden, und dort lernt ihn auch der Arbeiter, wenigstens, was seine Handhabung betrifft, kennen. Würden wir es nicht täglich mit eigenen Augen sehen und mit eigenen Ohren hören, wir wären vielleicht geneigt, es für einen schlechten Scherz zu halten, wenn uns Jemand erzählte, er könne sich bequem mit weit entfernten Personen unterhalten, gerade, als ob sie leibhaftig vor ihm ständen; so märchen- und zauberhaft ist diese Thatsache, daß einen immer von Neuem das Staunen überfällt, so oft man an den Fernsprecher herantritt.

Wollen wir die Vorgänge in ihm einigermaßen begreifen, so müssen wir uns ins Gedächtniß rufen, wie das Hören bei uns überhaupt zu Stande kommt. Wenn die Luft, die uns überall umgiebt, in Erschütterungen gesetzt wird, so werden diese nach allen Seiten weiter fortgetragen und treffen auch unser Ohr, in dem durch einen komplizirten Apparat die Erschütterungen, die das Trommelfell erleidet, bis zu den Nervenendigungen getragen werden, deren Reizung in uns die Empfindung eines Tones hervorruft. Dabei nimmt die Stärke der Erschütterung, und damit auch die Stärke des gehörten Tones umsomehr ab, je weiter man von dem Mittelpunkt, von dem die Erschütterung ausgeht, entfernt ist. Indem man die Erschütterungen der Luft, die Schallwellen, an der allseitigen Ausbreitung hindert und zwingt, vornehmlich in einer Richtung fortzuschreiten, kann man die Entfernung, bis zu der die menschliche Rede vernehmbar ist, erheblich erweitern, wie es z. B. durch die vor 200 Jahren erfundenen Sprachrohre geschieht; es sind das trichterförmige Rohre, durch die der Schall in der Richtung des Rohres viel weiter dringt, als es sonst der Fall ist.

Da die Schallwellen nicht nur durch die Luft, sondern durch fast alle Substanzen weiter getragen werden, durch feste, in einer Richtung ausgebeulte Körper oft viel weiter, als in der Luft, so tauchten Versuche auf, feste Körper zur Schallübertragung zu benutzen. Professor Weinhold in Chemnitz verband 1870 zwei Zigarrenkästen, deren Deckel entfernt war, durch einen straff gespannten Bindfaden oder durch einen Eisendraht; mit diesem sog. Bindfadentelephon konnte der Schall der menschlichen Stimme in einer Entfernung von 600 Metern noch deutlich wahrgenommen werden. Noch wirksamer wurde der Apparat, als man statt der Zigarrenkästen, die durch Resonanz¹ den Schall verstärken, leicht schwingende Membranen anwandte. Von bedeutender Wirksamkeit wurde jedoch der Fernsprecher erst, als man zur Uebertragung der Schall-

¹ Unter Resonanz versteht man das Mitschwingen fester Körper, wodurch größere Luftmassen in Erschütterung gesetzt werden.

schwingungen die Elektrizität benützte. Natürlich sprang auch hier, wie überall, die Erfindung nicht fertig und vollkommen aus dem Haupte eines einzelnen genialen Technikers und Gelehrten, sondern aus der Arbeit und den Versuchen vieler ging schließlich das brauchbare Instrument hervor. Als erster Erfinder eines Telephons wird der Italiener Mencci bereits im Jahre 1849 genannt; nur fünf Jahre später beschrieb der Unterinspektor der französischen Telegraphenlinien, Bourseuil, einen freilich nicht zur Ausführung gekommenen Apparat, der den heutigen Telephonen sehr ähnlich ist. Das erste wirklich ausgeführte elektrische Telephon wurde 1860 von Philipp Reis (1834—1874) konstruirt, der damals Lehrer in Friedrichsdorf bei Domburg war. Man sprach gegen einen würfelförmigen Kasten aus Holzschreiben, der in seiner oberen Fläche eine Oeffnung hatte, die mit einer straff gespannten Membran verschlossen war. Auf dieser war ein kleines Platinplättchen befestigt, das mit dem einen Pol einer galvanischen Batterie in Verbindung stand; ihm gegenüber stand eine feine Platinspitze, die mit dem anderen Pole verbunden war. Durch die erregten Schallschwingungen wurde auch die Membran auf und ab bewegt; dadurch kam die Spitze mit dem Plättchen bald in Berührung, bald wurde sie von ihm getrennt, so daß der Strom abwechselnd geschlossen und geöffnet wurde. Der Draht, durch den der Strom floß, wurde an einer entfernteren Station um einen Eisenkern herumgeführt, der dadurch im selben Tempo magnetisch und wieder unmagnetisch wurde. Hierdurch entstand ein Ton von derselben Höhe wie derjenige, durch den die Membran in Schwingungen versetzt worden war. Melodien konnte man auf diese Weise recht gut übertragen, während gesprochene Worte sehr undeutlich klangen. Immerhin war dieser Apparat doch ein brauchbarer Anfang, und es lag keinesfalls an den technischen Schwierigkeiten, das Problem der Tonübertragung seiner vollendeteren Lösung näher zu führen. Aber erst ein halbes Menschenalter später war der Versuch so entwickelt, daß ein damals auftauchender Versuch von allen Seiten begierig aufgegriffen und verbessert wurde. Es kann gar kein Zweifel darüber bestehen, daß die Bervollkommnung des Fernsprechers sich im Anschluß an den Apparat von Reis hätte vollziehen können, wie sie sich 12 Jahre später im Anschluß an den von Bell konstruirten vollzogen hat, wenigstens, was das technische Können anlangt; wenn es nicht geschehen ist, so lag das eben an den unentwickelten Verhältnissen, befand sich ja doch die transatlantische Telegraphie z. B. erst im Anfangsstadium ihrer Verwirklichung. Auch die Geschichte des Telephons zeigt ebenso deutlich, wie die vieler anderen Erfindungen und Entdeckungen, daß sie in einem inneren Zusammenhange mit den ganzen Zeitverhältnissen stehen; dieselbe Erfindung, die heute spurlos und unbeachtet an den Menschen vorüber geht, kann zwanzig Jahre später der Ausgangspunkt einer mächtigen Entwicklung sein.

Das Instrument, an das sich das Telephon in seiner heute üblichen Form angeschlossen hat, wurde, wie schon erwähnt, zuerst von dem Amerikaner Graham Bell im Jahre 1877 konstruirt, der sich fünf Jahre lang mit entsprechenden Versuchen beschäftigt hatte. Er benützte nicht, wie Reis, den Strom einer galvanischen Batterie, sondern die durch Veränderung des magnetischen Zustandes eines Stahlstückes hervorgerufenen sog. Induktionsströme.

Im Jahre 1831 hatte Michael Faraday (1791—1867), wohl der bedeutendste Naturforscher unseres Jahrhunderts, die Thatsache entdeckt, daß in Drähten elektrische Ströme entstehen, wenn in ihrer Nähe Magnete oder galvanische Ströme bewegt werden; auch jede Aenderung in der Stärke des Magnetismus oder der Intensität eines galvanischen Stromes wirkt in der gleichen Weise, so daß eine in der Nähe befindliche Drahtleitung von einem sog. Induktionsstrom durchfloßen wird, so lange die Aenderung des Magnetismus oder der Stromstärke vor sich geht. Diese Thatsache benützte Bell in seinem Instrumente. Man denke sich vor einem stabförmigen Stahlmagneten eine Platte von Eisen-

blech. Sobald man gegen die letztere spricht, geräth sie in Schwingungen, wodurch sie dem Magneten bald ein wenig genähert, bald wieder von ihm entfernt wird. Nun hängt der magnetische Zustand von der Entfernung der Platte ab, in der durch den nahen Magneten selbst Magnetismus hervorgerufen ist; daher wird der Magnetismus bald ein wenig stärker, bald ein wenig schwächer werden, je nachdem die Platte gegen den Magneten hin oder von ihm zurück schwingt. Ist nun um den Magneten eine Drahtrolle, eine sog. Induktionspule, gewickelt, so werden in dieser kurz dauernde Induktionsströme hervorgerufen. Statt die Pule in sich zu schließen, kann man von ihren Enden aus eine Leitung nach einer entfernten Station führen, wo sie wiederum in der Form einer Spule um einen solchen Apparat, einen Magnetstab mit davor befindlicher Eisenblechplatte, geführt werden. Wie die in dem ersten Magneten durch die Schallschwingungen hervorgerufenen Aenderungen des magnetischen Zustandes in der umgebenden Drahtrolle Induktionsströme hervorrufen, so müssen diese, um den zweiten Magneten fließend, dessen magnetischen Zustand ändern, ihn in demselben Tempo bald stärker, bald schwächer machen, wie dies beim ersten Magneten geschieht. Nun sieht man leicht, wie die Sache weiter geht. Sobald der Magnet stärker wird, zieht er die vor ihm befindliche Platte an, und sie nähert sich ihm; sie entfernt sich wieder, wenn der Magnet in seiner Stärke nachläßt. Auf diese Weise geräth sie in Schwingungen, die denen der ersten Platte vollkommen analog sind; indem diese sich der Luft mittheilen, gelangen sie in unser Ohr, wo sie die Tonempfindung erregen. Die wunderbare Umsezung ist aber die folgende: Beim Sprechen werden Luftschwingungen erzeugt; diese erzeugen Schwingungen der Eisenblechplatte; dadurch entstehen Aenderungen im magnetischen Zustande des Stabes; hierdurch werden elektrische Induktionsströme hervorgerufen. Nun geht die Umsezung an der zweiten Station rückwärts vor sich. Die Induktionsströme rufen Aenderungen des magnetischen Zustandes hervor; diese setzen die Eisenblechplatte in Schwingungen; dadurch geräth auch die Luft in Schwingungen, die in unserem Ohre die Empfindung der Töne hervorrufen.

Man erkennt sofort, daß man jeden solchen Apparat zum Hören sowohl als zum Sprechen benutzen kann; freilich muß man noch irgend welche Vorrichtung anbringen, damit man von der einen Station nach der anderen ein Zeichen geben kann, um anzudeuten, daß man zu sprechen wünscht. Man benutzte dazu ein mit einer Zungenpfeife gegebenes Signal, das auch in einem größeren Zimmer der zweiten Station deutlich als trompetenähnlicher Ton vernommen werden konnte. Der Apparat ist außerordentlich empfindlich; bereits 1877 konnte man sich mit Hilfe zweier solcher Telephone von Leipzig nach Dresden, also in einer Entfernung von 167 Kilometern, verständigen. Sehr bald wurden auch weitere Verbesserungen angebracht; so benutzten z. B. Siemens und Halske statt des stabförmigen einen hufeisenförmigen Magneten, der die Wirkung erheblich verstärkte. Doch wird der Apparat heute fast nur noch zum Hören benutzt; zum Sprechen dagegen dient ein anderes, von dem genialen Hughes erfundenes Instrument, demselben, der auch, wie in voriger Nummer erwähnt, einen brauchbaren Typendrucktelegraphen konstruirte. Dieses Instrument, das in seiner Wirkung fast noch wunderbarer ist, als das Telephone, ist das in der praktischen Anwendung mit diesem verbundene Mikrophon.

Die Stärke eines galvanischen Stromes hängt unter Anderem auch von dem Widerstande ab, welchen die Leitungsbahn ihnen entgegensetzt. Dieser Widerstand ist unter sonst gleichen Umständen beispielsweise in Eisen größer als in Kupfer, so daß der Strom in einem kupfernen Leitungsdrahte stärker ist, als in einem eisernen. Mit jeder Aenderung des Widerstandes ändert sich auch die Stromstärke ein wenig. Läßt man den Strom z. B. durch zwei lose an einander liegende Kohlestäbchen gehen, so findet er an der Berührungsfäche der beiden nur wenig Stellen, an denen er von dem einen Stück-

chen zum anderen übergehen kann; preßt man dagegen die Stückchen etwas stärker zusammen, so wird der Widerstand kleiner, da der Strom viel mehr Stellen zum Uebergang findet, und seine Stärke wächst daher an.

Auf diese Thatsache gründete Hughes seinen merkwürdigen Apparat. Zwei Resonanzbrettchen sind rechtwinklig aneinander befestigt. Das vertikal stehende, gegen welches man spricht, trägt zwei Kohlestäbchen, die mit den Enden der galvanischen Batterie leitend verbunden sind; die leitende Verbindung zwischen ihnen selbst, wodurch dann der Stromkreis völlig geschlossen ist, wird durch ein Kohlestäbchen gebildet, das in zwei Vertiefungen der beiden anderen Kohlestäbchen lose steht. Bei Erschütterungen des Brettchens, wie sie durch das Sprechen hervorgerufen werden, wird das Kohlestäbchen ebenfalls erschüttert, und dadurch wird seine Berührung mit dem anderen Stäbchen bald inniger, bald loser. Bei den hierdurch veranlaßten Aenderungen des Widerstandes ändert sich auch die Stromstärke beständig, und führt man die Stromleitung um ein Telephone, so wird jede Stromänderung in dessen Induktionspule einen Induktionsstrom hervorrufen, der wiederum, wie früher, Aenderungen des Magnetismus und dadurch Schallschwingungen der Eisenplatte und der Luft zur Folge hat.

Der Apparat wirkt so vorzüglich, daß selbst das leise Geräusch, das durch das Einkriechen einer Fliege über die Sprechplatte verursacht wird, deutlich an dem mit ihm verbundenen Telephone zu hören ist. Die Aenderungen, welche er seit seiner Erfindung erfahren hat, sind sämtlich unwesentlicher Art und betreffen technische Einzelheiten; im Wesentlichen ist er derselbe geblieben, wie er von Hughes konstruirt worden ist.

Unter allen Wundern, mit denen uns die moderne Naturwissenschaft und Technik beschenkt hat, bildet der Fernsprecher unstreitig eines der überraschendsten. Als die Schreibtelegraphen längst im Gebrauch waren, die Drucktelegraphen ihrer Vollendung entgegengingen, und die Anfänge der unterseeischen Telegraphie alle Gemüther beschäftigten, klang die Nachricht vom Fernsprechen noch wie ein Märchen, und nach weniger als zwei Jahrzehnten ist der Fernsprecher ein unentbehrliches Verkehrsmittel geworden. Seine Geschichte kann uns einen froh ermunternden Ausblick für die Wunder gewähren, die der menschliche Geist in Zukunft noch vollenden wird.



Das Licht im Fenster.

Novellette von Irma v. Tross-Borostyáni.

Eine drückend schwüle Sommernacht lag über der Stadt. Seit Wochen hatte es nicht geregnet, und wenn der Abend dämmerte, warfen die Häusermauern und das Straßenpflaster die in Sonnenbrand aufgesogene Blühhitze zurück, so daß die Nächte keine Kühlung brachten, und die wieder aufgehende Sonne, wenn sie ihre ersten Strahlen durch die über dem Häusermeer lagernde schmutzgraue Dunstschicht herniedersandte, die Stadt ebenso gluthdurchränkt, Mensch und Thier so nach Erfrischung lechzend wieder fand, wie sie sie Abends verlassen hatte.

Lässigen Schrittes schlenderte Alfons seiner Wohnung zu. Er hatte seiner Frau das Geleit auf den Bahnhof gegeben. Sie war zu ihren Eltern auf deren Landsitz gereist, wohin er ihr, wenn er endlich seinen Urlaub bekäme, nachfolgen wollte. Jetzt war ihm ärgerlich und unbehaglich zu Muthe. Die erschöpfende, das Athmen erschwerende Hitze der Hochsommertage in der dunst- und staubgeschwängerten Großstadt lastete ihm schwer in den Gliedern. Und er wußte, daß ihm kein Tag dieser schier unerträglichen Zeit geschenkt werde, da er erst für den September Urlaub bekommen konnte. Dazu kam noch, daß ihm vor den Unbequemlichkeiten des Strohstrotzlebens, vor der mangelhaften Bedienung und der Gasthausküche graute. Denn seine Flora war eine ausgezeichnete Hausfrau, deren bewunderungswür-

dige häusliche Talente sein Heim zu solch traulicher Behaglichkeit auszugestalten, seine intimsten Wünsche und Bedürfnisse so wohlthunend zu befriedigen wußten, daß er sich unter ihrer eheweislichen Fürsorge wohl und weich gebettet, wie ein junger Vogel in seinem Neste fühlte.

Es war keine Liebesheirath gewesen, die er eingegangen, doch hatte er sie noch keine Stunde bereut. Freilich war es eine noch gar junge Ehe, denn gerade heute vor zwei Jahren hatte das junge Paar seine Hochzeitsreise angetreten. Aber Alfons bangte nicht, daß er sich an Floras Seite niemals weniger zufrieden fühlen würde wie bisher. Ihr Wesen bürgte ihm dafür. Ueberaus gütigen und liebevollen Herzens, ruhigen, stets heiteren Temperamentes, anspruchslos und in den stillen Lebenskreisen, in denen sie sich bewegte, völliges Genügen findend, war sie eine Frau, wie man sie sich zu einer glücklichen Ehe nicht anders wünschen konnte. Auch eine ganz ansehnliche Mitgift hatte sie gebracht, die zur Verschönerung und zum Komfort der Lebensführung ein gut Theil beitrug. Eine unbemittelte Frau hätte er auch garnicht wählen können, da sein eigenes Vermögen und sein Beamtengehalt zur Gründung eines seinen Anforderungen entsprechenden Hausstandes nicht ausreichten.

Dies war die erste Trennung des jungen Paares, und so verwöhnt war Alfons durch die häusliche Fürsorge und rücksichtsvollen Aufmerksamkeiten, mit welchen seine Frau ihn während der zwei Jahre seines Ehestandes umgeben hatte, daß ihn geradezu schauderte vor dem Gedanken, während der nun kommenden Wochen für sich selbst sorgen und auf die mannigfachen Vortheile eines wohlgeordneten, behäbigen Haushaltes verzichten zu müssen. Sogar die Wohnung bot nicht mehr die breite Bequemlichkeit wie früher. Seine Flora hatte einen Theil der Gemächer, damit sie nicht unnütz verstaubten und da die Bedienerin sich ganz sicherlich nicht Zeit und Mühe nehmen würde, sie täglich rein zu machen, abgesperrt, und Alfons hatte nur das Schlafzimmer und sein Arbeitskabinet zur Verfügung. Ein Glüd war es noch, daß sie keine Veranlassung gefunden hatte, auch das Badezimmer wegzuschließen. So konnte er doch seine gewohnten und jetzt bei dieser drückenden Hitze ganz unentbehrlichen Morgen- und Abendbäder nehmen. Dies waren ja die einzigen angenehmen Augenblicke des ganzen Tages. Nur freilich von viel zu stüchtiger Dauer. Denn kaum, nachdem Alfons der Wanne entfliegen war, brach ihm schon der Schweiß aus allen Poren, und die Empfindung herrlicher Erfrischung war vorüber.

Wirklich, es war ein zu thätisches Geschick, daß er gerade in diesem heißen Sommer erst so spät seinen Urlaub antreten konnte, diese sengende Wüstenluft noch so lange athmen mußte, während es sich so getroffen, daß er die früheren Jahre, deren Sommermonate mit reichlichen Reggen angefüllt waren, seinen Urlaub frierend und triefend in einem nebligen Gebirgsneft abgefessen hatte.

So war zur Stunde ein großer Mißmuth in ihm, große Müdigkeit und Lebensunlust. Immer schleppender wurde sein Schritt, während er, den Rock weit offen, den Hut in den Nacken zurückgeschoben, um die glühende Stirn freizugeben, seinem jetzt so reizlosen, verödeten Heim zuwanderte.

Da kam er, bevor er in die stille Seitengasse einbog, in der sein Haus lag, an einem Restaurant vorüber, vor dessen Fassade einige Marmortischchen auf dem breiten Asphalttrottoir aufgestellt waren. Und da es ihm nicht eilte, in seine vier Wände zu kommen, ließ er sich an einem derselben nieder, um noch ein Bißchen im Freien zu bleiben und ein Glas Bier zu trinken.

Bald hatte er das Abendblatt durchgesehen, das ihm der dienstfertige Kellner auf den Tisch gelegt, und während er hin und wieder einen kühnlichen Schluck aus dem Glase that und aus seiner Zigarre kleine blaue Ringelwölchchen in die schwere, trockene Nachtluft blies, versank er wieder in seine früheren unfrohen Gedanken.

Am anderen Rande der Straße, dem Restaurant gegenüber, stand ein großes fünfstöckiges Zinshaus, eine jener weitläufigen Miethskasernen, die mit ihren



Hans Dahl.

Die Last. Von Hans Dahl.

den verschiedensten Klassen und Lebenskreisen angehörigen Einwohnern eine Welt im Kleinen bilden. Das Haus lag ganz dunkel, es schien schlafend nach Luft zu schnappen, denn alle Fenster standen weit offen.

Plötzlich aber, als Alfons seine zerstreuten Blicke über das schwarz und knobig daliegende Gebäude hinschweifen ließ, in das nur die zuckenden Flammen der Straßenlaternen ein paar gelbe Flecken hineinmalten, bemerkte er, daß im obersten Stocke unter dem beinahe dicht aufliegenden Dache eines der Fenster erleuchtet war.

Ein ganz schwacher Lichtschein war es, der da herausblinzelte. Das Lämpchen mußte im Hintergrunde des Zimmers stehen, und ein dünner, weißer Vorhang hing vor der Fensteröffnung.

Alfons beschlich ein neugieriges Verlangen, zu wissen, wer da oben wohnte. Ein Student mochte es sein, der sich auf das Examen vorbereitete. Er sah ihn im Geiste vor sich, den wackeren jungen Mann, wie er, über dickeibige Folianten gebeugt, die todtten Buchstaben mit seinem lebendigen, frischen Geiste erfüllte, in die Schätze des Wissens eindrang, wie er seine ganze Jugendkraft einsetzte, um bei der bevorstehenden Prüfung mit Ehren zu bestehen und so das Vertrauen zu rechtfertigen, das seine Eltern in ihn gesetzt, die Opfer zu lohnen, die sie ihm um seiner Zukunft willen gebracht. Jetzt ihre Hoffnung, wird er bald zu ihrem Stolze werden, Stütze ihrer alten Tage, die von ihren Silberhaareten Noth und Sorge fernhält.

Oder ein Dichter ist es, der in der Stille der Nacht die Gestalten seiner Phantasie zu sich läßt. Flammenden Auges läßt er die Feder über das Papier hingleiten, in glühenden Versen giebt er den Ideen Ausdruck, die seine Seele schwellen. Nicht vermag die Dürftigkeit seiner Lebenslage die frohe Schwungkraft seines Gedankenflugs zu lähmen. Hoch über die nüchterne Wirklichkeit seines engbeschränkten Daseins sich erhebend, schwebt sein Geist, poesiebestäubt, fessellos im goldenen Zauberlande jauchzender Schaffenslust. Und er träumt und dichtet, dichtet und träumt, träumt von einem Tage, wo die Welt da unten, die weite, große, von seinen glückbringenden Ideen zu befruchtende Welt flammend aufleuchtet, wenn sein Wort, getragen von diesen weißen, kleinen Blättern, über die seine Hand fiebernd hingleitet, hinausgeschallen wird über die wogenden Fluthen der Menschheit.

Ja, siegesreiche, frohe Hoffnung auf Glück, auf Verwirklichung wunschgeborener Traumgebilde, auf Gelingen eines kühnen Strebens und Ringens erfüllt diesen bescheidenen Raum, aus dem der ruhige Lichtschein in so anspruchloser Milde herunter grüßt.

Oder ist es nicht bloß Hoffnung auf Glück, ist es das Glück selber, das sich dort eben ein Nest gebaut?

Die dunklen Umrisse einer männlichen Gestalt wurden hinter dem dünnen, weißen Gewebe des Vorhanges sichtbar. Nun wurde das Fenster heller, das Licht mußte ihm genähert werden, und jetzt zeigte sich ein zweiter, etwas kleinerer Schatten, sie bewegten sich hin und her und verschwanden wieder. Das Licht aber war dicht neben das Fenster gestellt worden, so daß Alfons es ganz deutlich sehen konnte. Ueber der schwarzen Hausmauer schwebend, sah es aus wie ein vom Himmel gefallener Stern.

Alfons lächelte. Jetzt wußte er, wer da oben wohnte. Ein Liebespärichen war es oder ein junges Ehepaar. Bis zum Abend von den tausend Lasten und Mühen des Tages in Anspruch genommen, wachten sie so lange, um sich die kärglichen Stunden nicht zu kürzen, da sie sich ungestört angehören durften. Er glaubte sie zu sehen, wie sie in dem engen Stübchen saßen, Hand in Hand, sie den Kopf an die Schulter des Mannes gelehnt, plaudernd, lachend, oder auch ihre Sorgen tauschend, und trotz aller Dürftigkeit so glücklich, — weil sie sich liebten.

Das Lächeln erstarrte Alfons auf den Lippen. Ein Gefühl grollender Beklemmung kroch in seinem Innern empor. Neid packte ihn, indem er mit selbstquälerischer Gestaltungslust sich das Bild traumlich-inniger Gemeinsamkeit in leuchtenden Farben ausmalte und es mit der öden Verlassenheit ver-

gleich, die auf ihm lastete. Plötzlich fiel ihm ein, es sei eigentlich wenig rücksichtsvoll von seiner Frau gewesen, von ihm wegzugehen. Da sie wußte, wie unbehaglich ihm das Alleinsein wäre, hätte sie wohl bei ihm bleiben können, bis auch er fort kamte. Die da oben dachte sicher nicht daran, ihren Mann zu verlassen, weil sie glaubte, in der stidigen Luft der Großstadt es nicht länger aushalten zu können. Ihre Mittel erlaubten ihr wohl auch nicht, sich diesen Luxus zu gönnen. An eine reiche Frau durfte man freilich das Ansinnen eines solchen Opfers nicht stellen.

Er seufzte. Die Erinnerung an eine Andere war ihm jäh durch die Seele gehuscht. Sie wäre nicht von ihm gegangen, weil es ihr anderswo besser behagte, als an seiner Seite. Das gute, liebe Wesen, wie sie an ihm hing! Auch er hatte sie von Herzen lieb gehabt. Einen Augenblick dachte er sogar daran, sie zu heirathen. Aber glücklicherweise war er zur Vernunft gekommen, bevor es zu spät gewesen wäre. Er hätte sich damit ja seine ganze Existenz ruiniert. Nicht nur eine Mesalliance wäre es gewesen — er hätte die kleine Agathe, die frühere Goldstickerin, doch garnicht in seine Kreise führen können. Was für ein Leben hätte er in diesen erbärmlichen Verhältnissen führen müssen! Nein, ein Glück war es, daß er sich noch rechtzeitig auf sich selbst besann. Für ein auf alle Behaglichkeiten des Wohlstandes verzichtendes Liebesidyll war er auf die Dauer nicht geschaffen.

Und doch, dort oben wohnte ein solches. Ganz sicherlich. Und dieses Pärchen, dessen Schatten er soeben mit neidischen Blicken verfolgt, war in all seinen Entbehrungen vielleicht glücklicher, als er sich jetzt fühlte. . .

Immer noch hielt Alfons seinen Blick festgebannt auf das Licht am Fenster und wob phantastische Bilder hinter den Vorhang, der ihm ein süßes Geheimniß zu verhüllen schien.

Da öffnete sich das Thor des Hauses, ein Mann trat heraus, durchquerte die Straße und schritt auf das Restaurant zu, wo Alfons saß. Und als jener näher kam, freute er sich, in ihm einen ehemaligen Schulkollegen zu erkennen, der sich vor Kurzem hier als praktischer Arzt etablirt hatte. Er rief ihn an, sie begrüßten sich und der Doktor nahm neben Alfons Platz. Sie waren einander lange nicht begegnet und hatten sich so viel zu erzählen, daß sie nicht merkten, wie die Zeit verrann, und erst der Aufbruch der anderen Gäste und das Gähnen der müde umherflehenden Kellner sie daran mahnte, wie spät es geworden war.

Der Doktor zog seine Uhr.

„Schon Eins!“ sagte er. „Da muß ich entschließen nach Hause, um ein paar Stunden zu schlafen. Denn ich habe mehrere Schwerkrante, die ich mit dem Frähesten heimsuchen soll.“ Und er rief nach dem Kellner.

Die lebhafteste Unterhaltung hatte Alfons seine trübe Stimmung vergessen lassen. Als er sich aber vom Tische erhob, um seinem Freund das Geleite zu geben, wanderte sein Blick, wie von einer heimlichen Macht angezogen, wieder zu dem auch jetzt noch erleuchteten Fenster hinauf. Und wieder packte ihn die Neugierde, zu erfahren, wer dort oben lebe.

„Du wohnst diesem Hause gegenüber?“ fragte er den Doktor.

Dieser bejahte und zeigte ihm die Fenster im zweiten Stock, die zu seiner Wohnung gehörten.

„Und dort oben, wo das Licht brennt — Du weißt wohl nicht, wer dort wohnt? — Es ist recht albern von mir, aber die ganze Zeit über, als ich da saß, bis Du kamst, mußte ich auf dieses Licht im Fenster starren und darüber nachdenken, wer es sei, der dort wache.“

Der Doktor folgte mit dem Auge der von Alfons gewiesenen Richtung.

„O, dort!“ antwortete er. „Von da kam ich gerade, als ich Dir begegnete. Eine Goldstickerin wohnt da. Sie ist eben gestorben. Ich war bei ihr, als sie starb. Die arme, kleine Agathe, sie soll sehr hübsch gewesen sein. Als ich sie zum ersten Mal sah, war sie freilich nur mehr ein bleicher Schatten, der sich kaum die fünf Treppen zu ihrem

Zimmer hinaufschleppen konnte. Dann besuchte ich sie öfters, da sie mir so leid that. Zu helfen war freilich nicht mehr, denn sie befand sich im letzten Stadium der Lungenschwindsucht. Aber sie war so dankbar für alle Fremdblicke. Und einmal schüttete sie mir ihr Herz aus und erzählte mir, wie Alles gegangen. Eine alltägliche Geschichte, wie wir Aerzte sie nur zu oft zu hören bekommen. Ein junger Mann aus den besseren Gesellschaftskreisen, in den sie sich verliebte und dem sie glaubte, als er ihr versprach, sie zu heirathen. Natürlich hielt er sein Versprechen nicht. Der Kummer über seine Untreue und dazu die übermäßige Arbeit bis in die Nächte hinein, da sie nicht nur für sich selbst, sondern auch für ihr Kind zu sorgen hatte, für dessen Unterhalt die kleine Abfindungssumme, mit der sich der Vater losgekauft, nicht ausreichte, waren zu viel für ihre Kräfte. Erst hielt sie sich noch eine Zeit lang tapfer aufrecht, als ihr aber das Kind starb, brach sie zusammen. Und dann ging es rasch abwärts.“

Die beiden Männer waren am Hausthore angelangt. Jetzt drückte der Doktor zum zweiten Mal auf die Klingel.

„Ich werde eine gute Weile warten müssen, bis mir der Hausmeister Einlaß giebt,“ bemerkte er. „Er schläft wie eine Ratte und seine Frau ist oben bei der Verstorbenen, bis die Leiche abgeholt wird.“

Aber schon hörte man einen schlurfenden Schritt im Flur und das Thor ging auf.

Der Doktor reichte Alfons die Hand: „Gute Nacht für heute. Sobald ich etwas Zeit habe, suche ich Dich auf, um Dir in Deiner Strohtrittweinsamkeit ein bißchen die Längeweile zu vertreiben.“ Und er verschwand in der Thür, die hinter ihm ins Schloß fiel.

Alfons blieb einige Augenblicke reglos stehen. Dann richtete er sich mit einem hastigen Ruck in die Höhe, und ohne nochmals sein Auge zu dem erleuchteten Fenster emporzuheben, ging er heimwärts.

Seine über das Granitpflaster rasch hineinenden Schritte klangen wie kleine, harte Hammerschläge durch die nächtliche Stille der menschenleeren Straße.



Drei Kraftproben.

Eine kulturhistorische Skizze aus dem Leben
Zwans des Schrecklichen.

Mit Benutzung authentischer Mittheilungen Th. v. Zengenefelds.
Von Josef Maerkl.

Im Palaste des Zaren wurde zur Abendmesse geläutet, und in die geräumige, reich vergoldete Kirche, in der bereits die Günstlinge des Kaisers versammelt waren, trat eine riesige Gestalt in der Uniform der donischen Kosaken. Es war Kludjar, ein wegen seiner außerordentlichen Stärke berühmter Soldat aus der Ukraine, der mit seinem Hetmann Wischnewski in den Dienst Zwans getreten war, der ihn als Anführer einer Heeresabtheilung gegen die krimischen Tartaren geschickt hatte. Von diesen gefangen genommen, gelang es ihm, seinen Wächtern zu entweichen und eine gegen das Leben des Khans Dewlet-Girei von den Murzen angezettelte Verschwörung zu entdecken, in Folge dessen er von diesem Fürsten reich beschenkt nach Rußland entlassen worden war, wo er sein junges, über Alles geliebtes Weib unter dem Schutze des Zaren zurückgelassen hatte.

Als er jetzt im Schiff der Kirche erschien, stand Zwan der Schreckliche selbst im Mönchsgewand vor den seinen Höflingen, neben ihm sein Sohn, ein breitschulteriger Jüngling mit rabenschwarzen Haaren und einem bösen Blick in den Augen.

Der Zar betete mit lauter Stimme und machte die üblichen Verneigungen mit dem Kopfe, wobei er mit der Stirn so stark auf den Boden schlug, daß es in der Kirche widerhallte.

Die Günstlinge bemühten sich, auf gleiche Weise ihren religiösen Eifer an den Tag zu legen, denn sie wußten wohl, daß das scharfe Auge des Gebieters jede ihrer Bewegungen streng überwachte.

Nach dem Cherubin-Gefange ertheilte der Zar seinem Favoriten, Maluta Skuratoff, einige Befehle mit leiser Stimme, während sein Gesicht einen Ausdruck teuflischer Bosheit angenommen hatte.

Als die Andächtigen die Kapelle verlassen, wurden sie durch einen hellen Trompetenstoß angewiesen, sich in einen großen unterirdischen Raum eines langen feineren Gebäudes zu begeben, das von oben durch kleine mit starken Eisenstäben vergitterte Oeffnungen sein Licht erhielt.

„Das ist die Stunde des Gerichts“ — sprach Kudejar's Stubengenosse Sneff mit einem Seufzer und wies nach den Wänden. Dort sah der darauf aufmerksam gemachte Kosak mit Schrecken eine Menge der fürchterlichsten Marterinstrumente. Ungeheuer eiserne Bratpfannen, eiserne, an ledernen Riemen befestigte Haken, große Sägen und fußlange eiserne Nägel und Nadeln. Ein mit scharfen Nägeln beschlagenes Brett war schräg an die Wand gelehnt. In der rechten Ecke des Gemaches wurde ein ungeheurer Ofen geheizt. Der Boden des Zimmers war ganz mit Blut bedeckt. In der Mitte desselben stand ein Thron. Der Zar mit seinem Sohne setzte sich diesem gegenüber auf eine Bank. Hinter ihnen stand schweigend und zitternd die Schaar der Günstlinge.

Aus der Thür, die dem Throne gegenüber stand, führten nun auf einen Wink des Kaisers zwei Schergen einen Greis von hoher Gestalt herein, der vor Hunger ganz entkräftet zu sein schien, denn vor Schwäche konnte er sich kaum auf den Füßen bewegen. Hinter ihm her schritt eine alte in Schwarz gekleidete Frau mit gen Himmel gerichteten Blicken. In ihren Augen war keine Spur von Thränen zu bemerken und niederknieend kreuzte sie die Arme auf der Brust und flüsterte Gebete.

Jetzt sprach der Zar, zum Greise gewendet: „Stallmeister Iwan Petrow! Es ist uns zu Ohren gekommen, daß Du, Gott den Herrn und unsere große Gnade vergessend, zusammen mit anderen Bösgesinnten Dich in verrätherischer Weise mit unseren Erzfeinden, dem polnischen König Sigismund August und dem Krimschen Khan Dewlet-Girei eingelassen hast, um Deinen rechtmäßigen Herrn vom väterlichen Thron zu stoßen und mit unserer ganzen Nachkommenschaft zu verderben, Dich selbst aber zu Moskau auf den Thron zu setzen. Dir schien unser Thron beneidenswerth, Du wolltest auf demselben sitzen; jetzt wollen wir, kraft unserer kaiserlichen Gnade, Dir zu Gefallen Dich auf den Thron setzen! Zieh das kaiserliche Gewand an!“

Der Greis antwortete nichts und setzte sich auch nicht zur Wehre, als man ihm das fürstliche Kleid umlegte.

„Sei Dich!“ herrschte ihn der Zar an. „Nimm in die eine Hand den Reichsapfel, in die andere das Szepter!“

Der Greis gehorchte. Iwan verneigte sich vor ihm bis zur Erde und sprach: „Sei gegrüßt Zar und Großfürst von ganz Rußland! Schaut ihn doch an! Er nimmt sich nicht übel aus! Was sitzt Du so unbeweglich da, wie ein gemalter Heiliger? Bewege doch den Kopf ein wenig nach rechts und links! So! Zieh doch die Augenbrauen recht finster zusammen! Nun wohl! Ich habe Dich auf den Thron gesetzt — ich werde Dich nun auch vom Throne stoßen!“

Mit diesen Worten trat er an ihn heran und stieß dem Alten blitzschnell den Dolch in die Brust. Der Greis stürzte, in seinem Blut gebadet, nieder und die Opritschniki (Günstlinge) warfen sich über den Halbtodten, schlugen und traten ihn mit Füßen und schleppten endlich den Leichnam zu der geöffneten Thür, hinter welcher eine Meute von großen Hunden sichtbar war, die an Ketten gehalten wurden.

Man hatte ihnen absichtlich lange nichts zu fressen gegeben und sie heulten vor Hunger.

„Den Hunden zum Fraß!“ befahl der Zar. Man warf den Leichnam den Thieren vor und die Pforte wurde geschlossen.

Die alte Frau hatte während dieser ganzen schrecklichen Szene nicht eine einzige Bewegung gemacht, sondern fortgefahren, die Augen zum Himmel zu richten und Gebete zu flüstern.

„Ah, sieh da, die Frau Zarin!“ rief Iwan. „Kudejar“, wandte er sich dann an den Kosaken, „ich habe Dich meiner Günstigkeit und Kraft giebft. So mache nun die erste — komme her und erwürge Du mit eiserner Faust diese Gebieterin von ganz Rußland.“

Keine Muskel bewegte sich im Gesichte der Alten, sie blickte wie verklärt zum Himmel, nur ihre Lippen bewegten sich leise.

Als Kudejar diesen Befehl hörte, fuhr er vor Schreck zusammen, dann überlegte er. Wenn ich die Alte nicht tödte, so wird dies ein Anderer und für die Greisin in noch schmerzhafterer Art thun, und ich werde meine Anastasia nicht mehr sehen, denn der Zar wird mich nicht aus den Händen geben und mich tödten lassen. So stürzte er sich denn auf die Alte und streckte sie mit einem einzigen Faustschlage todt zu Boden.

„Ein wahrer Prachtker!“ rief der Zar erfreut. „Ein wahrer Prachtker!“ echote der Chor der Günstlinge vor Verwunderung.

Man führte einen anderen Greis herein, der etwas jünger war als der erste, jedoch noch mehr entkräftet zu sein schien. Er war ganz schwarz gekleidet, das Haupt hing ihm auf die Brust herab.

Der Zar sagte: „Fürst Peter Schenatjeff! Wie geht es Dir? Du wolltest in ein Kloster gehen und Mönch werden, um meinem gerechten Gerichte zu entkommen, doch es ist Dir nicht gelungen, die Welt zu betrügen, in der warmen Klosterzelle zu sitzen und fette Klosterkarpfen mit Wein hinunter zu spülen. Jetzt werde ich aus Dir einen Klosterkarpfen machen.“

Auf seinen Wink warfen sich die Opritschniki auf den Fürsten, rissen ihm die Kleider vom Leibe, streckten ihn dann auf den Bratrost nieder und schoben ihn in den brennenden Ofen. Das Geschrei des Unglücklichen war fürchterlich, der Zar aber lehnte sich mit dem Rücken an den Ofen und lachte wie etwa ein Koch, der einen guten Braten zugesetzt.

Ein neues Opfer wurde hereingeführt, es war ein hochgewachsener Mann mittleren Alters. Neben ihm schritt eine Frau mit dem Ausdruck der größten Verzweiflung im Gesichte und ein bildschöner Jüngling von etwa siebzehn Jahren.

„Väterchen Zar, erbarme Dich!“ rief der Hereingeführte aus. „Gott der Allwissende ist mein Zeuge, ich lüge nicht. Man hat mich bei Dir verleumdet, ich habe Dich ja nicht bestohlen. O Zar, mein irdischer Gott, habe Erbarmen!“

„Zar Gossudar, erbarme Dich!“ heulte die Frau und warf sich vor dem Kaiser nieder, während der Jüngling hinter ihr nur eine Verbeugung machte.

„Kasarin-Dubrowski!“ jagte der Zar, „Du hast, Deinen Schwur auf das Kreuz vergessend, unsere Kasse bestohlen, unserem Ufaze zuwider Bojarenkinder aus dem Dienst entlassen und dafür von ihnen Gold genommen. Das hast Du aber gethan unserem Feinde Sigismund August zu Gefallen und Du bist daher einer grausamen Strafe verfallen.“

„Väterchen Zar!“ entgegnete Kasarin-Dubrowski — „in einem Stiche habe ich gefehlt, daß ich zehn Bojarenkinder freiließ und ihnen einen Paß gab, nicht aber für Gold, sondern auf ihre Bitte, weil sie krank und zum Kriegsdienste untauglich waren. Daß ich dies aber Deinem Feinde zum Gefallen gethan habe, das ist nicht wahr.“

„Du lügst, Hund!“ brauste der Zar auf und befahl den Günstlingen den Unglücklichen nackt anzuziehen, ihn auf das mit Nägeln beschlagene Brett zu binden und mit glühenden Eisen zu zwicken; das fürchterliche Geschrei des Gemarterten überdauerte das Geschöhne des im Ofen röstenden Fürsten Schenatjeff.

Darauf fuhr der Kaiser fort: „Kudejar und Du Mamstruck! Zerfleischt das Weib und den Sohn Kasarins vor seinen Augen mit den „Kagen“ (so nannte man die eisernen Haken), bis der Tod erfolgt! Tottet die Hundebrut aus.“

Der Frau wurde das Kleid vom Kopfe bis zu den Füßen heruntergerissen, dann band man ihr Hände und Füße und warf sie zu Boden, dasselbe that man mit dem Jüngling. Kudejar, halb wahnsinnig vor Erregung, schlug mit seiner ganzen Kraft das Weib auf den Kopf, daß es sofort ohnmächtig

war, Mamstruck auf den Jüngling, während die Opritschniki die Körper der Unglücklichen beständig mißbrauchten, so daß sie bald auf die Brust, bald auf den Rücken zu liegen kamen und in kurzer Zeit ihr ganzer Körper nur noch eine einzige Wunde war. Nach etwa zehn Minuten erlöste sie der Tod mitleidsvoll von ihren Qualen, während der alte Kasarin ihnen erst nach einer Stunde nachfolgte.

Kaum hatte diese schreckliche Szene ihr Ende erreicht, als eine ganze Familie hereingeführt wurde. Der Vater, ein kleiner, etwas verwachsener Mann mit rothem Varte, kurzem, dickem Halse und hervorspringenden Augen, in denen selbst, trotz der schrecklichsten Angst, eine gewisse Beredsamkeit ersichtlich war, neben ihm ein nicht mehr junges Weib mit dickem Gesichte, ferner zwei junge, schöne Mädchen im Alter von fünfzehn bis siebzehn Jahren, mit verwinten Augen und blaß wie der Tod, und zum Schluß hinter ihnen zwei allerliebste kleine Kinder, eine Knabe und ein Mädchen, die jämmerlich heulten und sich die strömenden Thränen aus den Augen wischten.

Der Zar sprach: „Rathsherr Tuteff! Dir war von uns die Aufsicht über unsere Reichskasse anvertraut, Du aber hast, Gott den Herrn und sein heiliges Gebot, sowie unsere große Gnade vergessend, unsere Kasse durch den Fürsten Schenatjeff bestehlen lassen und zwar zu Gunsten meines Feindes Sigismund August und des Krimschen Khans, um mich von dem Thron meiner Väter zu stoßen. Du Gefäß des Teufels hast Schätze sammeln und im Ueberflusse schwelgen wollen, hast aber dabei vergessen, daß der, welcher sich nicht in Gott bereichert, sich selbst in dieser Welt der Strafe des irdischen Herrschers aussetzt, in jener anderen aber ewig gequält sein wird. Dafür bist Du jetzt einer grausamen Strafe verfallen!“

„Dein Wille geschehe in Allem!“ erwiderte Tuteff. „Du bist unser irdischer Gott, wir aber sind Deine Knechte. Wir müssen Dir für Alles danken, sowohl für Deine Gnade als für Deine Strafe!“

Er verneigte sich tief vor dem Zaren; seine Frau stand mit kläglichem Stimmton um Gnade, doch konnte sie vor Angst nur unartikulirte Laute hervorbringen; die Töchter jammerten laut, die beiden Kleinen lagen weinend auf dem Boden.

„Wir wollen mit den Töchtern beginnen,“ jagte der Zar. „Sie wären zwar noch etwas Besseres werth, aber dafür giebt es ja tausend Andere, die uns zu Willen sind. Hängt sie an den Füßen auf und sägt sie mitten durch!“

Während die Opritschniki diesen grausamen Befehl erfüllten, trat der Zar ganz nahe zu dem auf den Knien liegenden Tuteff zu, da das Geschrei der bei lebendigem Leibe auseinander getheilten Mädchen jedes laute Wort überdauerte, und flüsterte ihm ins Ohr, indem er auf die gemarterten Töchter wies: „Schau hin auf die Qualen und auf die Schande Deines Geschlechts! So verfährt der Zar mit seinen ungetreuen und schlechten Dienern. Nicht nur sie selbst, sondern auch ihre ganze verfluchte Brut, die nichts verschuldet hat, fallen der Marter anheim.“

Die Mutter stürzte wie wahnsinnig auf ihre Töchter zu, von deren Körper das Blut in Strömen zur Erde floß. Mamstruck aber stieß sie mit rauher Hand zurück.

„Die kleinen Kinder in den Ofen!“ brüllte der Kaiser, den das Blut betrunken zu machen schien. Das arme Weib verlor jetzt vollends die Vernunft und stieß gräßliche Verwünschungen gegen das Ungeheuer in menschlicher Gestalt aus, das sich den Gesalbten des Herrn nannte.

„Ah, sieh doch einmal an?“ sagte der Zar erstaunt. „Wie die ihre Zunge gebrauchen kann! Auf, befestigt einen Strick zu beiden Seiten des Mundes und reiht ihn bis zu den Ohren auseinander! Du aber, Kudejar, bearbeite sie mit der Nadel. Die Kinder aber in die Pfanne und laßt sie drinnen im Ofen knusperig braun braten.“

Die Hentersknechte erfüllten den Befehl dieses Schenatjeffs, während Kudejar mit einer ungeheuren Nadel den Körper der Frau an verschiedenen Stellen durchstach.

„Genug,“ sprach nach einer Weile der Zar, der

dieser Tortur mit Wohlbehagen zusah. „Macht ein Ende und schlägt ihr einen Nagel in die Schläfe.“

Dies geschah, darauf hielten vier der Hünflinge Tuteff an den Armen fest, während zwei andere ihm den Mund aufrißen, in den Manstruck mittelst eines Trichters geschmolzenes Blei aus einem irdenen Topfe goß.

„Wie schmeckt Dir der Trank? Nicht wahr, ein wenig heiß, doch mit der Zeit wirst Du Dich schon daran gewöhnen!“ höhnte der Zar den ohnmächtig niederstürzenden Rathsherrn, der sich unter den unbeschreiblichen Schmerzen ein paar Minuten auf dem Boden herumwälzte.

Eudlich war Alles verstummt — die armen Opfer hatten ausgelitten, nur die Kinder brinnen im Ofen ließen noch ihr letztes Wimmern vernehmen; noch war aber die Mordlust des kaiserlichen Tigers nicht gesättigt.

Man führte einen schönen Jüngling von fünf- undzwanzig Jahren in den Nichtsaal, neben welchem eine schon ziemlich bejahrte Dame schritt, deren regelmäßige Züge Spuren früherer Schönheit verriethen. Sie blickte stolz umher und trug ihr Haupt so hoch, als wäre sie gekommen, um sich huldbigen zu lassen.

(Schluß folgt.)



Kleine Ursachen, große Wirkungen.

Von Abu Telfan.

Im Jahre 5 der mohammedanischen Zeitrechnung, also 626 n. Chr., nahm der Prophet auf einem seiner Kriegszüge, die er von Medina aus zur Stärkung seiner Sache und seines Ansehens unternahm, zwei seiner Frauen (bis zu Kadidschas Tode hatte er immer nur diese eine gehabt), Omm Skalama und Aischa (spr. A—isha) mit sich, weil er auf sonderliche Gefahren nicht rechnete. Die Letztere, Abu Bekrs Tochter, immer vom Propheten ausnehmend geliebt und bevorzugt, weil ihr heiteres Wesen den oft von Sorgen bedrückten alternden Mohammed aufheiterte, war damals vierzehn Jahre alt. Auf der Heimkehr von besagtem Ausmarsch, im Frühjahr, machten Mohammed und die Seinen nicht weit von Medina das letzte Mal Halt. Als am

anderen Morgen, lange vor Tagesanbruch, Allen unerwartet frühe das Zeichen zum Aufbruch gegeben ward, ging Alles so schnell, daß man erst fern vom letzten Nachtlager bemerkte, daß das Kameel Aischas eine leere Säuste trug. Die Lieblingsgattin des Propheten hatte kurz vor dem Abmarsch ein Halsband von südarabischen Muscheln verloren, das sie zu suchen ausgegangen war; als sie zurückkam mit dem wiedergefundenen Schmuckstück, war das Heer schon weit weg. Es blieb ihr nichts Anderes übrig, als zu warten, ob man sie holen oder einer der Nachzügler sie finden und mit nach Medina nehmen würde. Das Letztere geschah; der junge, stattliche Scharwan Ibn El-Moattal erkannte Aischa, setzte sie auf sein Kameel und führte sie mit sich nach Medina. Hier machten böse Jungen allerlei anzügliche Bemerkungen über das verspätete Eintreffen der Gattin des Propheten in Gemeinschaft mit einem jungen, angenehmen Schwerenöthler; es wuchs sich das ganze Gerücht zu einem normalen Hofklatz aus, von der Art, ohne welchen, wie es scheint, keine Hofhaltung der Erde existiren kann. Die Sache kam sogar zu den hohen Ohren des Propheten, auch der wurde verstimmt und vernachlässigte nun Aischa, die er sonst immer vor den anderen Frauen sichtlich bevorzugt hatte, in einer ganz auffälligen, dieser selbst empfindlichen Weise.

Bemerkenswerth ist, daß bei dieser mohammedanischen Hofschwägerei auch die „offizielle Presse“, wie wir sehen werden, ihre schmutzigen Hände im Spiele hatte. Die Träger der öffentlichen Meinung Arabiens waren damals die Dichter, Spruchspracher und Sänger, ebenso wie später im deutschen Mittelalter zur ersten Blüthezeit deutscher Literatur, Inhalt ihrer Gesänge und Sprüche waren unter Anderem auch die öffentlichen Angelegenheiten, die Vorgänge der inneren, sowie der äußeren Politik in Kriegsläufen wie in Friedenszeiten.

Als nun Aischa die Erlaubniß erbeten und erhalten hatte, in ihr elterliches Haus zurückzukehren, erreichte die Matscherei ihren Höhepunkt, und Hassan Ibn Thabit, der Vindictor Mohammeds, welcher die Aufgabe hatte, alle zu Mekka, Medina und anderwärts gegen den Propheten erhobenen Spottgedichte und Satiren in gleicher Weise zu erwidern, also ganz genau die Dienste unserer heutigen offiziellen Regierungspresse zu leisten, bemächtigte sich ebenfalls des Gegenstandes und machte, entweder aus Ungechick

oder aus angeborener Bosheit und Charakterlosigkeit, die Sache noch schlimmer.

Mohammed kam zu der Ansicht, daß in der Sache irgend etwas geschehen müsse und ging mit den Seinen darüber zu Rathe. Die Meinungen waren getheilt, die Einen schworen auf die Unschuld Aischas, eine Meinung, der auch Mohammed im Grunde seines Herzens anhing; was man wünscht, das glaubt man ja; die Andern waren vom Gegentheil überzeugt und wünschten, die Scheidung ausgesprochen zu sehen.

Mohammed wünschte, Allah selbst möchte in der Sache seine Ansicht der Sachlage durch unmittelbare Offenbarung behätigen; der Himmel verfehlte auch nicht, dieser Hoffnung des Propheten zu entsprechen, er dokumentirte verschiedene Male Aischas Unschuld, eine der diesbezüglichen Offenbarungen verbot bei Strafe von 100 Geißelstößen, von verheirateten Frauen ehrenrührige Dinge zu sprechen, zu behaupten und umzutragen, wenn nicht vier Augenzeugen beigebracht werden könnten, weiter verlangte eine Offenbarung, daß, um künftig derartigen Vergernissen, wie das Abenteuer Aischas eines war, vorzubeugen, fortan die Frauen des Propheten sich streng daheim zu halten hätten, und alle Frauen aller Gläubigen sich den Blicken Fremder nur verschleiert zeigen dürften. Die erste Bestimmung betreffs der Geißelstrafe gegen Umträger unbewiesener Verunglimpfungen gegen Ehefrauen erhielt sofort rückwirkende Kraft und mehrere lose Schwäver, unter ihnen der Hofpoet Hassan Ibn Thabit, erhielten ihre wohlgemessene Tracht Diebe. Damit aber Peitsche und Zuckerbrot hübsch beisammen blieben, wurde dem für den Propheten unentbehrlichen Manne — Mohammed selbst war ein sehr mittelmäßiger Dichter! — ein reichliches Trink- und Schmerzengeld verabreicht.

Die ganze Geschichte, so geringfügig sie an sich war, blieb nicht ohne sehr bedeutsame Folgen. Die Verleumder der Aischa, deren vornehmster Ali war, der in der Folgezeit der vierte Kalif wurde, hatten später schwer zu leiden unter der Nachsicht Aischas, der Wittwe des Propheten. Jene Offenbarungen aber, welche Mohammed brauchte, um die heisse Geschichte aus der Welt zu schaffen, sind die Grundlage des islamitischen Haremswesens, der Herabwürdigung der Frauen geworden, welche vor Mohammed und bis in seine Zeit hinein eine ungleich freiere Stellung eingenommen hatten.

Aus dem Papierkorb der Zeit.

Die Raft. (Zu unserem Bilde.) Hans Dahl, der Schöpfer unseres vorstehenden Bildes, ist Norweger von Geburt, und Norwegen, sein Heimathland, die Hauptquelle, aus der er die Motive für seine Werke schöpft. Gleich seinem als Genremaler bekannten Landsmann Jegerlin (Lüpfeldorf) einst schwedischer Lieutenant, hat auch er bald die beengenden Fesseln des Offizierstandes abgestreift, um sich, zuerst in Karlsruhe, später in Düsseldorf ganz nur der Kunst zu widmen, die sich mit dem Drill und Gamaschendienst des Militarismus nun einmal ganz und gar nicht verträgt.

Seit 1876, da Hans Dahl mit einer größeren Anzahl Arbeiten zum ersten Male an die Öffentlichkeit trat, hat er, voll froher Schaffensfreude, in rascher Folge ein Bild dem anderen folgen lassen und mit dem hellen Sonnenschein, der über der Mehrzahl seiner Sachen ausgebreitet liegt, in manchem Herzen Lebenslust und Freude neu entzündet. So sicherlich auch mit seinem Bilde „Raft“ bei unseren Lesern. Oder wer sollte gegenüber diesem frischen, fröhlichen Sertett junger Mädchen, inmitten einer leuchtenden norwegischen Frühlinglandschaft — und wäre er das geplagteste Menschenkind, der unverbesserlichste Griesgram — für einen Augenblick wenigstens — nicht fröhlich mit den Fröhlichen empfinden, nicht selig lachend sich dem Reiz der jungen lichterfüllten Landschaft hingeben, wie sie der Künstler vor uns hingezaubert hat.

Bedarf es angesichts solch blühenden Lebens noch Worte der Erklärung? Ich glaube, nein. — Denn wem beim Anblick dieses Bildes sich sehnsüchtig nicht die Brust erweitert, wer gegenüber diesen jungen lachenden Gesichtern nur müdterner Betrachter bleibt, dem ist nun einmal nicht zu helfen, und auch die beste und ausführlichste Erklärung kann ihn nicht bessern.

Die aber mitleiden und fröhlich sind, die werden auf eine besondere Erklärung gern verzichten.

Zur Geschichte der Militärgerichte. Als Alexander der Große von Makedonien bei seinem Streben nach Reichthum dem Widerstand der Edelften und Besten makedonischer Nation begegnete und diese ihn durch einen gewissen Timnus nach dem Leben trachteten (329 v. Chr.), rief er sein landsmännisches Heer zu Gericht, vor dem er selbst als Kläger auftrat und Verurteilung der Schuldigen durchsetzte. Die Art der Justiz oder „Gerechtigkeitspflege“ muß dem König sehr gut gefallen haben. Sie greift noch einmal in seinem Leben Platz. Als er im schweren Rausch seinen Freund und Lebensretter Klitus getödtet und drei Tage ohne Schlaf, Speise und Trank sich über den Mord gehärrt hatte, traten seine makedonischen Soldaten zu einem Kriegsgericht zusammen und „richteten“ über den Ermordeten (!) und kamen zu dem Urtheil, „er sei mit Recht getödtet worden“. Dann empfing das Heer seinen obersten Kriegsherrn mit Jubel als „von aller Schuld freigesprochen“. — Eine höchst merkwürdige Justiz!

Warum der Junge studiren soll. Jakob Wimpfeling, ein Schulmeister der Reformationszeit, schreibt in seinem „Wegweiser für die deutsche Jugend“: „Man soll die Jünglinge aus den niederen Ständen darauf hinweisen, wie schwer und gewöhnlich, wie niedrig und verächtlich Handarbeit ist, wie groß die Last des Ehestandes, und wie groß die Mühseligkeit, eine ganze Familie zu ernähren. Man soll sie darauf verweisen, daß sie sich von dem Allem nur durch das Studium befreien können.“

Schnitzel.

Geliebte Bücher.

Geliebte Bücher wiedergeben
Wird oft veräußert von Jungen und Alten,
Denn leichter ist es, die Bücher selber,
Als was darin steht, zu behalten. D. Bant.

Grabchrift eines Eigennütigen.
Hier liegt Sylvius, der nichts umsonst gethan,
Es schmerzt ihn, daß man dies umsonst hier lesen kann.
Martin Optig.

Populär.

Niemals nur in Kunst und Leben
Schlechtem, halbem Raum gegeben!
Populär darf der nur heißen,
Der zu seinen Höhn kann reißen.

G. Kintel.

Armenpflege.

Zu lindern der Bedrängten Weh
Ergreift sie menschliches Erbarmen,
Sie geben jährlich ein Diner
Und trinken auf das Wohl der Armen.

Max Kolbeck.

Streber.

Sinnend sieht Man, — lächelnd schaut Man
Der Bewerber lange Reihen, —
Eudlich wählet drei heraus Man,
Glaubt, daß sie die Besten seien.
Wohlgeneigtesti dekretirt Man:
„In die Stellen rücken ein:
Büddich, Duddich, Kudebein.“

Hermann Beyer.

Qui non habet in nummis,*
Dem hilft nichts, daß er frumm ist,
Qui dat pecuniam summis,**
Der schlachtet wohl, was frumm ist.

Sulzer.

* Wer kein Geld hat. ** Wer den Obersten Geld giebt.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Edgar Steiger, Leipzig, Poststr. 14, richten.